

Uwe-Karsten Heye · Bärbel Dalichow

»Wir wollten ein anderes Land«

Eine Familiengeschichte
aus der DDR

Droemer

Die Folie des Schutzumschlags sowie die Einschweißfolie
sind PE-Folien und biologisch abbaubar.
Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Copyright © 2010 by Droemer Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-27530-6

2 4 5 3 1

Inhalt

KAPITEL 1	Tagebuchnotizen	7
KAPITEL 2	Erinnerungsarbeit	13
KAPITEL 3	Brunhilde – eine Kindheit in Erfurt	27
KAPITEL 4	Brunhilde in Moskau	41
KAPITEL 5	Leben in Potsdam	53
KAPITEL 6	Bärbels Sehnsucht	81
KAPITEL 7	Stimmengewirr im Café	111
KAPITEL 8	Bärbel zieht aus	123
KAPITEL 9	Die tüchtige Brunhilde	149
KAPITEL 10	Verrat am Notausgang	175
KAPITEL 11	Ein Mann macht nicht mehr mit	205
KAPITEL 12	Der Boden bebt	217
KAPITEL 13	Endspiel	231
	Nachwort	267
	Notwendiger Nachtrag	273
	Leseliste	281

Tagebuchnotizen

So, jetzt lassen wir das mal.« Mit leiser Stimme, aber sehr bestimmt, sagt sie das und klappt das kleine DIN-A4-Heft zu, aus dem sie mir vorgelesen hat. Es liegt mehr als zwei Jahrzehnte zurück, dass Brunhilde Hanke – ein einziges Mal in ihrem Leben – Tagebuch führte. Das Thema, das sie verlassen möchte, greift tief und beschwerte sie damals so sehr, dass sie es sich von der Seele schreiben musste. Damals, im Jahr 1986, gab es die DDR noch, aber ihr Mann, Helmut Hanke, ahnte schon, dass die Lebenszeit der Deutschen Demokratischen Republik begrenzt sein würde. Er war damals Professor an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim Zentralkomitee der SED, sie, sechsfünfzig Jahre alt, nach dreiundzwanzig Jahren im Amt der Oberbürgermeisterin von Potsdam, OB a. D.

Zur Kommunalwahl 1984 war sie nicht mehr angetreten. Erstmals in ihrem Leben konnte sie durchatmen. Das hatte sie auch bitter nötig, denn sie war 1981 so krank geworden, dass es fast drei Jahre dauerte, bis sie wieder auf die Beine kam. Nach ihrer Genesung kehrte sie nur noch für kurze Zeit auf den Stuhl des Stadtoberhauptes zurück – um den Genossen mitzuteilen: Das war's! Keiner konnte sie vom Gegenteil überzeugen, ihr Entschluss stand fest. Doch nicht immer hat Brunhilde Hanke ihr Leben selbst lenken können. Pflichterfüllung stand immer voran, und wenn die Genossen riefen, dann kam sie. Ob sie ahnte, dass da noch etwas auf sie zukommen könnte, das ihre ganze Kraft erfordern würde? Ihr Körper sandte jedenfalls unmissverständliche Signale: Sie brauchte endlich eine Pause.

Im Blick zurück war es eine gute Entscheidung. Denn Hel-

mut, ihren Mann, hatte es 1986 zuerst aus der beruflichen Bahn gerissen, dann hatte ihn die Depression gepackt. Er brauchte seine Frau also dringender als irgendwann sonst in seinem Leben.

Die Tagebuchnotizen, die Brunhilde Hanke dem kleinen Schreibheft anvertraut hat, beschreiben schlimme Monate in den Jahren 1986 und 1987. Hier sind auch die inneren Prozesse Helmut Hankes nachzuempfinden und sein Traum von einer anderen DDR. Er hatte lange ausgehalten in den Widersprüchen seines Landes, bis er seine Hoffnung auf ein besseres Deutschland vernichtet sah – und seine Lebensarbeit jeglichen Sinns beraubt.

Und noch etwas tritt durch seine Depression an die Oberfläche: die Wunden, die seiner Generation geschlagen wurden. Als der Krieg endete, waren Brunhilde und Helmut 15 und 13 Jahre alt, sie hatten weder eine unbeschwerte Kindheit hinter, noch eine unbeschwerte Jugend vor sich. Kriegs- und Nachkriegsjahre lagen schwer auf den Seelen dieser Generation. Manche können vergessen – aber manchmal tauchen traumatische Erfahrungen unerwartet wieder auf, wenn eine Überfülle unterdrückter Gefühle oder Erfahrungen nicht mehr verdrängt werden kann.

Helmut Hankes psychischer Kollaps folgte dem zwar angekündigten, aber doch ungeplanten, endgültigen Bruch zwischen ihm und der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Die SED-Führung hatte ihn aus der Akademie für Gesellschaftswissenschaften entlassen, weil er seit Jahr und Tag, doch schließlich schärfer denn je, die engstirnige und kleinkarierte Kulturpolitik der SED in öffentlichen Vorträgen harsch kritisiert hatte. Das brachte ihm mehrfach Schreib- und Vortragsverbot durch das oberste Parteigremium ein. 1986 allerdings gab es keine Chance mehr, diesen Bruch noch zu kitten. Denn Hanke hatte allzu laut gehofft, dass mit Michail Gorbatschow und seiner Perestroika endlich der Weg in einen demokratischen Sozialismus offen sei. Aus Sicht der Führung der marxistisch-leninistischen Kampfpartei SED waren solche Ansichten völlig unangemessen und abwegig. Hanke war für sie nicht mehr nur der spinnerte Intel-

lektuelle und Professor für Kulturwissenschaften, den man hin und wieder mal zur Raison bringen musste, sondern er zählte plötzlich zu den Feinden des Regimes.

Damit war an Professor Helmut Hanks Innenleben eine Lunte gelegt, die das Gemisch der abgelegten und verdrängten Seiten seines Lebens schließlich zur Explosion brachte. Zunächst schien Hanke in den Monaten nach der Parteistrafe, dem Vortrags- und Veröffentlichungsverbot, in sich zu versinken, so beschreibt es seine Frau. Und dabei begegnen ihm die nahen und fernen Menschen, denen er all seine seelischen Verletzungen zuschreibt.

Hanks Tochter Bärbel glaubt, es waren die Einflüsse seines Nazi-Vaters, die ihren Vater Helmut lange Zeit unfähig gemacht hatten, sich selbst und seine Nächsten zu lieben. Die Vertreibung aus Böhmen, die den jungen Helmut Hanke und seine Familie nach Bernburg an der Saale brachte, ist eines der verdrängten Kapitel. Vom Vater hatte er gelernt, hart zu sein. Hart wie Kruppstahl. Hart gegen sich selbst. 1986 begannen die Tränen zu fließen, die er als Mann, als Geschöpf seiner Kindheitsmuster, nicht hatte weinen dürfen. Jetzt weinte er über sich und ließ seiner Verzweiflung Raum. Und sein innerer Zweifel, der seit der Offenbarung der Verbrechen Stalins unaufhörlich in ihm genagt hatte, fand endlich ein Ventil.

Helmut Hanke war immer verfügbar gewesen für die Sache, der er sich mit Haut und Haaren verschrieben hatte. Zunächst als junger Kommunist, der sich natürlich auch von seiner katholischen Religion verabschiedet hatte und glaubte, auch die Kirche hinter sich gelassen zu haben. Unterbewusst hatte ihn wohl die Abkehr vom Glauben verfolgt, hatte er sie als Sünde empfunden. In den Sedimenten seiner Erinnerungen lauerte etwas, ganz unten. Nun kam es wieder hoch. Und nur Brunhilde Hanke, die Fürsorgliche, die Liebevolle, konnte helfen, dass ihr Mann diesen Tiefpunkt seines Lebens überstand.

Bärbel Dalichow, geborene Hanke, die ältere Tochter, berichtet:

Vater, der immer einen schlagkräftigen Humor besessen hatte, konnte gar nicht lachen, als ich zu ihm sagte: »Worüber regst du dich auf. Wenn im Vatikan ein Bischof zum Papst sagt, er glaube nicht an Gott, wird der ihn auch rausschmeißen.« Er war kein bisschen erleichtert, sondern schon beinahe tödlich getroffen, das fühlte ich zwar, verstand es aber nicht. Ich kannte ihn ja so wenig, er hatte sich doch nicht kennenlernen lassen. Er kapselte sich völlig ein. War wie ein schweres Unwetter, das nicht losbrechen kann. Er redete viel mit seiner Frau, mit uns Kindern gar nicht.

Als mich Bärbel Dalichow viel später in Potsdam mit ihrer Familie bekannt machte, war nichts von dem zu spüren, was da mehr als zwanzig Jahre zurücklag und scheinbar gebändigt und festgezurr in der Erinnerung blieb. Ich hatte Brunhilde Hanke gefragt, ob sie bereit sei, über sich zu erzählen. Ich wollte ihre Lebensgeschichte aufschreiben und einzuordnen versuchen. Die Geschichte der Hankes steht beispielhaft für die Träume und Hoffnungen ihrer Generation auf ein anderes Land, um das sie sich am Ende betrogen sahen. Und zugleich für eine Lebensgeschichte, die fast nur in der DDR denkbar ist: Mutter von drei Kindern. Mit knapp 31 Jahren Oberbürgermeisterin. Volkammerabgeordnete. Mitglied des Staatsrates. Das klingt nach einer Apparatschik-Bilderbuchkarriere, die zu der warmherzigen, fürsorglichen Dame in ihren späten Siebzigern so gar nicht zu passen scheint.

Brunhilde und Helmut Hanke stehen stellvertretend für die erste Nachkriegsgeneration in der DDR. Sie kamen beide aus sogenannten kleinen Verhältnissen. Im Kaiserreich, in der Weimarer Republik, wohl auch in der Bundesrepublik hätte ihnen ihre familiäre Herkunft eine proletarische, vielleicht kleinbürgerliche Zukunft vorbestimmt, der sowjetisch besetzte Teil Deutschlands dagegen bot ihnen plötzlich unvermutete Chancen. Brunhildes kurzes Vorkriegsleben hatte sie an der Schule eher vorbei- und in Luftschuttkeller hineingeführt. Und Hel-

mut, in den Jahren nach dem Krieg zum Schriftsetzer ausgebildet, wäre wohl in keinem anderen deutschen Staat des zwanzigsten Jahrhunderts Professor für Kulturwissenschaften geworden. So empfanden beide es als riesiges Glück, und es erfüllte sie mit Dankbarkeit, sich in einer Gesellschaft wiederzufinden, in der sie wie selbstverständlich Zugang zu Bildung fanden. Das galt nicht für alle, wie wir heute wissen – Abitur und Studium waren in der DDR bekennenden Christen, politischen Abweichlern und Wehrdienstverweigerern verwehrt. Dennoch besaß sie ein Bildungssystem mit unterschätzten Qualitäten.

Brunhilde Hanke machte rasch Karriere und war als Oberbürgermeisterin Potsdams Teil der Nomenklatura der DDR. Sie bekleidete hohe Ämter, und sie war eine zuverlässige Genossin. Ihr Aufstieg folgte dem Auf und Ab, den Bewegungen in der bipolaren Welt, die durch den Konkurrenzkampf der gesellschaftlichen Systeme ausgelöst wurden. Wie oft schien die Gratwanderung des Kalten Krieges zu misslingen, schien der kalte in einen heißen Krieg umzuschlagen. Die bis an die Zähne bewaffneten Atommächte waren schließlich klug genug, nicht das Ende des Blauen Planeten herbeizubomben.

Brunhilde Hanke war auch Mitglied der Verfassungskommission, in der sich der gesamte Funktionärsadel der DDR versammelte, einschließlich Erich Honecker und Walter Ulbricht. Die DDR gab sich 1968 eine zweite Verfassung, die der marxistisch-leninistischen Kampfpartei SED die Führungsrolle überantwortete und damit die Parteidiktatur festschreibt, womit allerdings der weitere Weg in den Untergang vorgezeichnet ist. Auch das Ziel der DDR, die Weltbühne als zweiter souveräner deutscher Staat zu betreten, erhielt Verfassungsrang. Die neue Verfassung dementierte damit die erste Strophe der DDR-Hymne »Auferstanden aus Ruinen / und der Zukunft zugewandt, / lass uns dir zum Guten dienen / Deutschland, einig Vaterland«. Um das einig Vaterland sollte es nun nicht mehr gehen. Diese Strophe, wie die anderen der Hymne auch, wurde in der Folge nicht mehr gesungen.

In Potsdam trifft man auf viele gute Worte für Brunhilde Hanke. Die Menschen erinnern sich gern an sie, sie habe Wärme und Menschlichkeit ausgestrahlt. Im Privaten verhinderten ihre vielen Ämter als Vorzeigefrau der SED wohl mehr als einmal, dass die Dramen in ihrer Familie in Tragödien umschlagen konnten. Dramen waren es allerdings, in die Vater und Tochter Hanke auf höchst verschiedene Weise verstrickt waren – und damit auch Brunhilde. Alle diese Dramen haben ihren Ursprung und ihre Erklärung in der Lebenswirklichkeit der DDR.

Erinnerungsarbeit

Eine Kanne mit Tee auf dem Rechaud. Ein kleiner runder Tisch, vier Stühle. Der Platz mit dem Blick auf einen Havelsee in Öl, wässriges Blau wie Nebelschwaden: Da sitzt Brunhilde Hanke. Erinnerungsarbeit. Eine aufrechte Haltung, wache braune Augen hinter einer Brille mit Goldrand, das graue Haar penibel frisiert. In jungen Jahren eine Lockenpracht, jetzt geglättet und gescheitelt, halblang, bis Luftfeuchtigkeit die natürliche Krause zurückbringt. Schmale schlanke Hände, an denen kein Ring zu entdecken ist. Sie trägt zumeist eine Hose, ist lieber bequem als modisch gekleidet. An den drei schmalen Wänden des Erkers hängen gerahmte Familienfotos, daneben ein Aquarell der Potsdamer Garnisonkirche.

Ihr Leben blättert sich auf, eine Kindheit in Erfurt. Es geht fast achtzig Jahre zurück. Und wenn sie aus dieser Zeit erzählt, werden Szenen einer Welt plastisch, die Welt ihrer Kindheit, von ihrem Geburtsjahr 1930 bis zur ersten großen Zäsur 1945.

Es war eine Welt, die für viele lohnabhängige Proletarier nur wenig bereithielt. Manche hatten schon als Kind das Gefühl, vor allem ein Esser zu viel zu sein. Frauen regierten den Alltag in dem sonst von Männern dominierten Leben, und im Krieg galten Frauen nur so viel, wie sie die von den Männern verlassenen Arbeitsplätze übernahmen. Auch Brunhildes Kindheit war von einer unentrinnbaren Armut geprägt, in die hineinwachsen, die bei denen oben nichts zu suchen hatten.

Heute leben Brunhilde und Helmut Hanke in einer Straße, die gesäumt ist von barocken Bürgerhäusern, erbaut Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Im aufgeklärten Preußen stand die Resi-

denzstadt Potsdam in voller Blüte, und in diesen Häusern nahmen die Beamten Seiner Majestät des Königs als privilegierte Untertanen Wohnung. Dass es die Straße noch gibt und die Plattenbauten des realen Sozialismus vor ihr haltmachen mussten, war das Verdienst der Potsdamer Oberbürgermeisterin Brunhilde Hanke, die das Amt des Stadtoberhauptes zwei Jahrzehnte innehatte. Heute bewohnt sie mit ihrem Mann den oberen Stock eines sanierten Altbaus.

Stets erwarten mich Tee und Kekse in einer kleinen Porzellschüssel, wir sitzen im kleinen Erker des gemütlichen Wohnzimmers, möbliert mit Stilmöbeln, mit Design der sechziger Jahre, einem Ohrensessel und einem hellen Ledersofa. Hohe Regale; Klassikerausgaben, Historisches, Biographisches – all das soll helfen bei der Selbstvergewisserung, bei der Klärung, was in diesem stürmischen zwanzigsten Jahrhundert für das eigene Leben Bedeutung hatte. Ich stelle Fragen und höre zu. Lange und oft.

Meine Neugier auf Brunhilde Hankes Leben wurde von ihrer Tochter Bärbel Dalichow geweckt. Und damit das Interesse an ihrem eigenen Leben und an dem des Vaters. Wenn Bärbel, Jahrgang 1953, auf Mutter und Vater schaut, dann rückt eine andere Zeit heran. Die Jahre, als der große Krieg schon weit entrückt und die Teilung der Welt in zwei Hälften zementiert schien. Bärbel Hanke wächst auf in der Hälfte, die sich »realer Sozialismus« nennt. Ihr Vater ist Professor an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften, ihre Mutter ist Stadtoberhaupt Potsdams.

In diesen Jahren versteht die aufmüpfige Tochter immer weniger, warum die Mutter sich für ein Land aufreißt, dem Bärbel zunehmend ablehnend gegenübersteht und dem sie schließlich den Rücken kehren will. Die dauernde Auseinandersetzung mit der Tochter lässt den Eltern keine Chance, auf Dauer an der deutschen demokratischen Wirklichkeit vorbeizusehen. Bärbels Republikflucht misslingt, sie wird verraten.

In den langen Gesprächen legen die Hankes auch Rechenenschaft ab über ihre drei Leben, in denen die Normalität in einer

Zeit zu schildern ist, über die die Geschichte hinweggegangen ist. Wie erst allmählich ins Bewusstsein geriet, worüber heute historische Gewissheit herrscht. Vor allem Brunhilde und Helmut Hanke waren bereits jahrzehntelang Fragen ausgesetzt, die sie lange nicht an sich heranließen. Das Ende der DDR erlebten sie auch als persönliche Niederlage.

Brunhilde ist gerade fünfzehn Jahre alt, als am 30. April 1945 eine Gruppe deutscher Emigranten mit Walter Ulbricht an der Spitze aus Moskau nach Berlin zurückkommt, mit dem Auftrag, Deutschland an die Seite der Sowjetunion zu führen. Der Krieg dauert nur noch wenige Tage, das nationalsozialistische Dritte Reich kapituliert bedingungslos.

Die deutschen Kommunisten der Stunde null um Walter Ulbricht hatten im Hotel Lux in Moskau ausgeharrt und überlebt. Zu ihnen gehörten auch Wolfgang Leonhard und Rudolf Herrnstadt, die wenige Jahre später in der DDR als »Verräter« galten. Verräter an der Sache der Arbeiter. Ihre Namen landeten irgendwann auf der schwarzen Liste und wurden schließlich aus dem Gedächtnis der DDR getilgt: Sie warnten beide früh und hellstichtig vor einem Irrweg der Einheitspartei SED. Ihre Warnung liest sich heute wie eine Vorhersage der Ereignisse, die das Projekt DDR fünfundvierzig Jahre später so abrupt enden lassen sollten. Leonhard, Jahrgang 1921, beschreibt seine Zeit in Moskau und die ersten Jahre in der DDR sowie später im Jugoslawien Titos in dem Buch »Die Revolution entlässt ihre Kinder«, das er 1955 veröffentlichte. Rudolf Herrnstadt, geboren 1903, später der erste Chefredakteur des »Neuen Deutschland«, war, seit er politisch denken konnte, der kommunistischen Sache verpflichtet. Während des Krieges kämpfte er als Redakteur des von den Sowjets eingerichteten Rundfunksenders des »Nationalkomitees Freies Deutschland« (NKFD) mit den Mitteln der Propaganda gegen den Faschismus. In dem von ihm verfassten Gründungsaufruf des Nationalkomitees, das sich an die Soldaten der Wehrmacht richtete, heißt es: »Der Krieg ist verloren – mit Hitler schließt niemand Frieden. Niemand wird auch

nur mit ihm verhandeln. Die Bildung einer wahrhaft deutschen Regierung ist die dringendste Aufgabe unseres Volkes.«

Es war dann nicht einmal das halbe Deutschland, das an die Seite Moskaus rückte, der selbsternannte erste deutsche Arbeiter- und Bauernstaat. Den Aufbau des zerstörten und geplünderten Landes schulterte auch früh die Generation, die den Hitlerstaat kaum bewusst wahrgenommen hatte. Genossen wie Brunhilde und Helmut. Und manchmal wirkt das, was Brunhilde über ihre Kinderjahre und Schule und Kriegsende erzählt, so, als wäre es nur die Vorbereitung darauf gewesen, das große Projekt der Deutschen Demokratischen Republik, die antifaschistische Alternative, anzupacken.

Ich erzählte Bärbel Dalichow von meinem Vorhaben, über ihre Familie in der DDR zu schreiben. »Spätestens hier ist ein Einschub nötig«, notiert sie nach der Lektüre der ersten Entwürfe und weiter:

Warum soll ich das erzählen? Weil Uwe-Karsten Heye sich das wünscht? Was er will, weiß er selbst und schreibt es auf. Aber was ich will, kann ich das sagen? Da erinnere ich mich an eine alte Idee. Ende der achtziger Jahre – ich schrieb Radiofeatures, Puppenspiele für richtige Theater, einen Babyroman über meinen zweiten Sohn, an meiner Promotion – war mir in den Sinn gekommen, über die Frauen meiner Familie eine Art Forschungsreportage zu versuchen. Kontrastreiches Kaleidoskop: Urgroßmutter Berta, die Großmütter Irma, Emma und Anne, Mutter Brunhilde wie im wirklichen Leben im Zentrum, Schwester Annemarie, die Tanten Marga, Petra, Lilo und schließlich unsere Jüngsten, Lisa und Magdalena, die Töchter meiner Geschwister. Wir hatten von der einstigen Widerstandskämpferin bis zur Asozialen, von der früheren Bürgermeisterin bis zum Schulkind so ein Spektrum an Lebensgeschichten versammelt, dass dies eine Gegengeschichte zur offiziellen Frauengeschichtsschreibung ergeben würde, und außerdem ging mich jede

von diesen Bürgerinnen der DDR persönlich etwas an. Über mich will ich nicht schreiben. Eine Entdeckungsreise zu den anderen Frauen könnte es werden, hin zu dem, was ich nicht von ihnen weiß. Silhouettenbilder, die man auch Vorurteile nennen kann, in tiefenschärfere Bilder verwandeln. Berta, meine Urgroßmutter, ist schon tot. Ich fange also damit an, Anne zu befragen, denn sie ist von den Überlebenden die älteste. Die Interviews zeichne ich auf, will sie später transkribieren. Dann implodiert die DDR. Ich stürze vorwärts. Die Kassetten überspielt mein Sohn Max mit seiner Musik.

In den neunziger Jahren, Matthias Platzeck war Oberbürgermeister von Potsdam, fragte er mich, ob jemand vom Potsdam-Museum mit meiner Mutter gesprochen habe, denn es gäbe zu wenig aus den sechziger und siebziger Jahren über die Stadt. Zu viel Höfisches, zu wenig Bürgerliches, nichts aus dem Sozialismus. Ich regte das bei den Kollegen an. Nichts geschah. Mama hatte schon Jahre zuvor Dokumente und anderes Material ins Museum gegeben, aber auch das war verschollen.

Und dann kommt Uwe-Karsten Heye mit seinem Vorschlag. Ich reagiere zunächst zurückhaltend. Aber dann überzeuge ich mich, dass er der Richtige sein könnte, weil er, der Westdeutsche, der vor wenigen Jahren erst mit seiner Familie nach Potsdam gezogen war, sich freiwillig der andersgearteten Kultur von Eingeborenen in seiner neuen Heimat annehmen will. Auch er macht sich auf, Silhouettenbildern tiefenschärfere Bilder entgegensetzen. Er würde andere Betonungen setzen als jemand, dem die Lebenswelt meiner Mutter vertraut ist. Nachfragen. Nachforschen. Als politischer Akteur hätte er mit Sicherheit zu ihrer politischen Geschichte einen viel besseren Zugang als ich. Er könnte uns also überraschen. Außerdem würden ihm vielleicht Menschen zuhören, die sich sonst überhaupt nicht für die DDR und ihre früheren Einwohner interessierten. Und wenn er etwas falsch verstünde? Was soll's. Mama ist alt. Ich will, dass man sich ihrer erinnert, dass wenigstens Kinder und Enkel

erfahren, was für ein Ausnahmemensch sie ist und wie sie gelebt hat. Am meisten überzeugt mich sein ehrliches Buch »Vom Glück nur ein Schatten« über seine eigene Familie.

Und wer soll das sonst noch lesen? Die Verlagsleiterin befürchtet, eine SED-Funktionärin, zumal nicht berühmt, nicht Margot Honecker, sei zwar nicht undenkbar als Hauptfigur eines Buches, aber ein Kontrast entstünde erst durch mich als Gegenspielerin. Sie unterstützt also Uwes Ansinnen. Über mich sprechen? Ich zögere. Ich war nun wahrhaftig keine Widerstandskämpferin. Ich war höchstens eine querulante Funktionärstochter. Sie wollen das trotzdem. Uwe schlägt vor, die Passagen, die mich betreffen, in der Ich-Form zu belassen, so wie ich sie ihm erzähle. Letztes Zögern. Will ich wirklich durch all das, was in den letzten fünfzig Jahren geschehen ist, noch einmal gehen? All das wieder erleben? Ich will vor allem ein kleines Denkmal aus Papier für Mama, das zwar früher oder später die Mäuse fressen, das wie alles zu Sternenstaub zerfallen wird – aber nicht, solange wir leben. Und Uwe will das bauen helfen, nichts beschönigen. Ich springe also. Und überrede Mama. Uwe-Karsten Heye, sie und ich, wir beginnen, und wie erwartet wird es anstrengend. Schlaflose Nächte. Sie erzählt ihm, und er schreibt. Ich erzähle ihm, er schreibt. Ich verändere, schreibe um und schreibe schließlich selbst weiter. Soll er etwa für mich »ich« sagen? So schreibe ich also mehr als zwanzig Jahre später doch noch über Berta, Irma, Anne und – über mich.

Meine Debatten mit Bärbel Dalichow kreisen immer wieder um die Frage, was sich aus den Erfahrungen zweier Deutschländer und ihrer Menschen denn ergibt. Sie schaut mit nicht geringer Distanz auf das, was sie als Schwäche des kapitalistischen Systems erkennt. Sie findet nicht viel, was ihren Optimismus stärken könnte. Ihre Opposition richtete sich gegen die verlogene Semantik in der DDR; ihre Kritik gegenüber neuen Schlagworten im vereinten Deutschland ist nicht weniger deutlich.

Am Tisch im kleinen Erker erzählt Brunhilde Hanke, von ihrer Familie, von Helmut, ihrem Mann, und ihren drei Kindern, von einem Alltag, der mehr und mehr geprägt wird vom Kalten Krieg und den beschwerlichen Anfängen eines sozialistischen Experiments, das mit der Gründung des zweiten deutschen Staates Gestalt bekommt. Brunhildes Aufstieg von der angelernten Näherin, die vierzehnjährig noch kurz vor Ende des Krieges in einem Rüstungsbetrieb arbeitet, zur einflussreichen Funktionärin der Freien Deutschen Jugend und dann der SED erzählt auch von ihrem Fleiß und unstillbaren Bildungshunger. Die junge Proletarierin bekommt im neuen sozialistischen Staat die wunderbare Chance, sich zu bilden. Sie büffelt Tag und Nacht und folgt ihrem großen Vorbild, ihrem Vater, der ihr vormacht, dass Bildung und ideologische Festigkeit die Fundamente sind, auf denen auch sie stehen kann. Er lebt es, und sie folgt ihm. Da mag es wenig verwundern, dass sie auf den Parteihochschulen, die sie besucht, nichts mitbekommt von dem, was die da oben so machen.

Nach und nach klärt sich, was in einem Buch stehen könnte, das diese Jahresringe entschlüsselt. Es sind auch die psychosomatischen Reaktionen in der Familie, die darauf deuten, dass nicht länger verdrängt werden konnte, wie und wann die sozialistische Illusion zerbrach oder verlorenging. Beide Eltern wurden krank an der Wirklichkeit der DDR. Daran hatte auch die Auseinandersetzung gehörigen Anteil, die Bärbel mit den Eltern führte. Brunhilde Hanke ringt sich schließlich durch, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Sie weiß ja, wie die Wunden schmerzen, die sie, ihre Tochter und ihr Mann sich jeweils zugefügt haben.

Auch über Bärbels Opposition in ihrem DDR-Alltag wird zu sprechen sein. Es war eine Opposition, die sich speiste aus dem, was sie an ihren Eltern beobachtete. Hier geht es nicht darum, die Formel wiederzukauen, es gebe »kein richtiges Leben im falschen«. Es gab ein richtiges Leben in der DDR. Es gab zugleich unendlich viel Geduld in der Erwartung, dass es gelingen könnte, sich doch noch dem Sozialismus mit mensch-

lichem Antlitz anzunähern. Da war ein zählebiger Idealismus, die Überzeugung, die Antwort zur Überwindung des Faschismus gleichsam im ideologischen Handgepäck zu haben. Denn der Faschismus hatte sich im Geschichtsbild der DDR ja als perverse Konsequenz eines imperialistisch agierenden Kapitalismus entwickelt.

Die gegenwärtige Wirtschaftskrise lässt vermuten, dass auch der »siegreiche« Kapitalismus und der Markt, der ohne Selbstfesselung sich selbst überlassen ist, nicht von Dauer sein wird. Gescheitert ist wohl der global agierende Kapitalismus, der jede Staatlichkeit als hinderlich und überflüssig betrachtet. Aber auch mit Blick auf seinen verblichenen Konkurrenten im ehemals globalen Wettstreit der Systeme mag niemand ernsthaft glauben, dass die Enge und Kleinkariertheit des realen Sozialismus der DDR oder der UdSSR nur Zufall waren. Sie waren angelegt in einem System, das jede Pluralität und individuelle Kreativität misstrauisch beäugt oder als staatsfeindlich, jedenfalls gesellschaftlich unerwünscht bekämpfte. Die DDR war zu klein gedacht, um als gesellschaftlicher Gegenentwurf überzeugend zu sein.

Dennoch: Die Geburtsstunde der DDR war auch eine Antwort auf den Untergang des nationalsozialistischen deutschen Staates. Die Protagonisten des Arbeiter- und Bauernstaates, die da 1945 in das zerstörte Land zurückfanden, haben fast alle unter den Nazis gelitten. Die Konzentrationslager und Gefängnisse der Nationalsozialisten hatten sie gehärtet. Ihre Leidensfähigkeit war unter der Folter des braunen Staatsterrors geprüft worden. Manche hatten sich nach Moskau gerettet. Dort angekommen, werden die wenigsten etwas gewusst haben von den Blutjahren 1936 bis 1939 unter Stalins rotem Staatsterror. Für sie war Stalin der Alleinerbe Lenins. Das Land sollte, musste in die industrielle Moderne gezwungen werden. So folgte der brutal durchgesetzten Industrialisierung die Kollektivierung der Landwirtschaft. Auf der Strecke blieben mehrere Millionen Menschen, verhungert, erschossen oder zu Tode gefoltert. Landflucht setzte ein, in den Städten prallte eine enteignete Landbevölkerung auf das

städtische Milieu. Es kam zu Spannungen und unverhüllter Aggressivität, die sich explosiv entlud. Auch das war die sowjetische Wirklichkeit jener Zeit. Dass es ausgerechnet der Überfall Hitlers war, der 1941 das Land vor einer erneuten bürgerkriegsähnlichen Zerreißprobe bewahrte und Stalins innenpolitische Lage stabilisierte, ist eine historische Pointe. Vor der Kriegsfurie der Faschisten mutierte der Mörder im Kreml zum »weisen Führer« und später zu »Väterchen Stalin«. Der »Große Vaterländische Krieg« verdrängte die Erinnerungen an die Massenmorde und an die Gulags, die er zu verantworten hatte.

Die grassierende Furcht vor Spionen machte in diesen Kriegsjahren in Moskau auch die verdächtig, die dort als Emigranten Zuflucht suchten. Die deutschen Kommunisten, die im Hotel Lux untergebracht waren, lebten in der täglichen Ungewissheit, verhaftet und als »Lakaien des Imperialismus« entlarvt zu werden. Verhaftungen vor ihren Augen und nebenan; Menschen, Genossen, verschwanden. Das zerrte an den Nerven. Das veränderte auch die Menschen, die noch einmal davongekommen waren. Es gibt bedrückende Erzählungen über diese Ansammlung deutscher Kommunisten und Austro-Marxisten, die sich im Hotel Lux gegenseitig nicht über den Weg trauten. Als die auserwählten deutschen Kommunisten dann selbst Macht bekamen, hatten sie ein Misstrauen verinnerlicht, das schließlich den ganzen Staat, die ganze Gesellschaft der DDR wie ein Krebsgeschwür durchzog. Es war Johannes R. Becher, der ebenfalls im Hotel Lux lebte und der desillusioniert als späterer Kulturminister der DDR in einem Gedicht sein Fazit zog:

Ein jeder war dem anderen verdächtig,
ein jeder war des andern ungewiss. –
So hoch gestiegen und so niederträchtig!
War unsere nicht die größte der Epochen?
Und wessen Tür wird heute Nacht erbrochen?
So lebten wir in Licht und Finsternis.

Das Misstrauen wurde ein Grundzug der DDR, deren Ziel doch die Befreiung des Menschen von Ungleichheit und Unterdrückung sein wollte. Doch viele Jahre lang hofften Brunhilde und Helmut Hanke inständig, dass die Utopie eines sozialistischen Staates durch ihre Bereitschaft, alles dafür zu geben, Wirklichkeit werden könnte. Sie hatten keine Vorstellung davon, was die braunen Folterknechte in Deutschland in den Seelen ihrer überlebenden Opfer angerichtet hatten oder was die Angst, die sie dann als Emigranten im Moskau Stalins begleitete, aus ihnen gemacht hatte. Die da zurückkamen, um in Deutschland einen revolutionären Neuanfang zu wagen, das waren die Übriggebliebenen von der ehemals jungen Garde des Proletariats.

Trotz der glücklichen Vereinigung hat sich an der Betrachtung des anderen deutschen Staates, der immerhin 41 Jahre währte, länger als die Weimarer Republik, fast so lange wie das Kaiserreich, kaum etwas geändert. Er wird beschwiegen von denen, die sich nur ungern ihrer Rolle in der DDR erinnern, und er wird endgültig als überwunden angesehen von denen im Westen, die ohnedies und schon immer von der Überlegenheit des kapitalistischen Gesellschaftssystems überzeugt waren. In den Schulen auch der neuen Länder gelingt es offenbar nicht, den Untergang der DDR historisch und wirklichkeitsgetreu aufzuarbeiten. Es ist dramatisch, mit welcher Unkenntnis Schüler auch im Osten Deutschlands auf Fragen nach der DDR reagieren. So erhält der Staat mit dem dichtesten Überwachungssystem für seine Bürger einen nostalgischen Zuckerguss, der an der Bereitschaft, einen realistischen Blick auf die Geschichte der DDR zu werfen, zweifeln lässt. Diejenigen, wie Brunhilde Hanke, die sich für die Idee der DDR wund gerieben haben, bis ihre Hoffnung starb, sind unsichtbar geworden. Für sie scheint in der kollektiven Erinnerung der Deutschen kein Platz zu sein. Und gerade deshalb gilt es, ihre Geschichten zu erzählen, ihnen gerecht zu werden.

Nicht nur das Projekt DDR ging am 9. November 1989 unter. Mit ihr ging auch die Selbstdisziplin verloren, die sich der rheinische Kapitalismus auferlegen musste, um im Kampf der

Systeme zwischen den beiden deutschen Staaten am Ende die Nase vorn zu haben. Damit war auch das vorbei, was in der alten Bundesrepublik als Balance zwischen Kapitalverwertung und sozialer Partizipation erlebt wurde. Die politische Klugheit, die zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in dem Stichwort Sozialpartnerschaft aufscheint, sie kam 1989 abhandeln. Und vor dem Hintergrund der Abwrackprämie für Altautos wird erneut deutlich, dass Autos keine Autos kaufen. Dass sich Manager riesige Boni in die Taschen schaufeln, deprimiert nicht nur die, denen nicht einmal der Mindestlohn vergönnt ist.

Dies und manches andere aus den Kältezonen dieses Landes nach seiner Vereinigung, mit all den unterschiedlichen Erfahrungen und Reflexen aus beiden Gesellschaftsentwürfen, ist es, was Bärbel Dalichow auch am neuen Deutschland befremdet und auf die Nerven geht. Und was Helmut Hanke ausrufen lässt: »Jawohl, ich bin Sozialist und bleibe es!« Sie sehen den Chronisten an, dem sie zögernd gestatten, ihre Leben aufzuschreiben, als sei ausgemacht, dass er scheitern würde. Es geht also auch um Fremdheit, um Vorurteile, wenn über die beiden deutschen Staaten nachgedacht wird. Mein Bestreben ist es, exemplarisch und voller Respekt über deutsches Leben in Ost und West nachzudenken.

Dafür sitze ich donnerstags an dem kleinen runden Tisch und höre Brunhilde Hanke zu. Ich höre auch Bärbel Dalichow zu und, wann immer möglich, Helmut Hanke. In Brunhilde Hankes Leben gibt es eine lange Phase heftiger familiärer Ausbrüche von Zorn und Verzweiflung. Auf diesen familiären Schlachtfeldern standen sich vor allem Bärbel und Helmut Hanke gegenüber. Es war, so sagen heute beide, vor allem Brunhilde, die verhinderte, dass die Familie zerbrach, als Bärbel über die Lammsgeduld der Mutter mit ihrem Land spottete, dem sie an vorderer Stelle diente. Und Bärbel fragte die Eltern immer häufiger, warum sie nichts von dem einlösen konnten, was sie sich von dem großen Ideal DDR versprochen hatten. Brunhilde Hanke blieb und ging täglich in den Kampf. Und der Vater, der

die offiziellen Parolen längst durchschaut hatte und der tief im Inneren begann, an der Wirklichkeit der DDR zu zerbrechen, ließ dennoch nicht zu, dass die Tochter ihn zu ihrem Komplizen machte. Er weigerte sich, an der Idee des Sozialismus zu zweifeln. Die Methoden, Mittel und Wege zu diesem Ziel zu gelangen, hielt er für einen Irrtum, weil sie zugleich das Ziel selbst bedrohten.

Was hält man alles aus, wenn man an eine Sache glaubt, der man so viel verdankt? Brunhilde und Helmut Hanke waren, wie viele in der DDR, redlich von ihrer Sache überzeugt; sie blieben lange voller Hoffnung, dass sie am Ende doch gelingen könnte. Brunhilde Hanke räumt heute ein, völlig unterschätzt zu haben, wie sehr ihr Land von der Sowjetunion abhängig gewesen sei und wie sehr der Kalte Krieg am Leben und Aufbau der DDR mitgewirkt hatte. Etwas kommt hinzu, was viele linke Intellektuelle oft ihr ganzes Leben begleitet hat, die jener Illusion unterlagen, die Arthur Koestler zutreffend mit dem Begriff »Sowjetmythos« belegt hat. Auch Bärbel Dalichow empfindet so und hält es ihren Eltern vor: den scheinbar bedingungslosen Glauben an die Unfehlbarkeit Moskaus.

Der verfemte Rudolf Herrnstadt, dem kein Opfer zu groß schien für die Sache des Sozialismus nach sowjetischem Vorbild, brauchte fast sein ganzes Leben, um sich von der Illusion der Sowjetunion zu trennen. Seine Tochter Nadja Stulz-Herrnstadt hat »Das Herrnstadt-Dokument« herausgegeben, in dem aus seiner Feder Entstehung und Folgen des Aufstandes vom 17. Juni 1953 beschrieben sind. Darin begräbt er diesen Mythos. 1964, kurz vor seinem Tod, notiert er über den Zustand der im Krieg nach Moskau emigrierten Mitglieder der KPD-Führung, mit denen er dort bis Kriegsende lebte: »Dieses Krebsgeschwür in den eigenen Reihen – dieses schwer fassbare, tückische, spezifisch deutsche Kleinbürgertum, das sich ›kommunistisch‹ verbarrikadiert. Von allen Russen auf Anhieb gesehen. Aber von vielen aus unerfindlichen Gründen toleriert. Heute gar nicht mehr unerfindlich: sie brauchten einander; der Personenkult Stalins

war ja nicht weniger kleinbürgerlich – und sein Terror brauchte Knechte.«

Aus eigener Kraft konnte sich das Regime der DDR nicht reformieren. Alle, die das hätten tun können, haben ihre Kritik an der Führung nicht lange überlebt – wie Herrstadt und der damalige Innenminister der DDR, Wilhelm Zaisser, der ebenfalls mit der Gruppe Ulbricht 1945 nach Berlin gekommen war und der zum Komplizen Herrstadts erklärt wurde. Auch Robert Havemann, der von 1976 bis zu seinem Tod 1982 unter Hausarrest stand, und viele andere. Viele gingen rechtzeitig weg und nahmen ihre Enttäuschung mit, wie die Leipziger Professoren Hans Mayer und Ernst Bloch. Herrstadt war faktisch Opfer eines Komplotts des Politbüros, das seinen Tod billigen in Kauf nahm. Der lungenkranke Kritiker der SED musste seine kritische Haltung zu Ulbrichts diktatorischem Führungsstil teuer bezahlen. 1953 wurde er aus der SED verstoßen und in die schwefelgelbe Chemie-Hölle nach Merseburg verbannt.

Alles in allem taugte die UdSSR als »Paradies der Werktätigen« nicht zum Vorbild. Jede Abweichung in den »Bruderstaaten« wurde zum Verhängnis. Das galt für die DDR 1953, für Ungarn 1956, für die Tschechoslowakei schon 1949 und dann 1968 und noch einmal 1977, genauso für Polen 1980. Überall niedergewalzte Hoffnungen. Konsequenter und strammer an der Seite der Sowjetunion stand über vier Jahrzehnte hinweg die SED-Führung, bis unter Michail Gorbatschow ein Hauch von Freiheit wehte und 1989 die russischen Panzer in den Unterständen blieben. Da wurde selbst die Sowjetunion für die SED zum ideologischen Gegner. Gorbatschows Perestroika aber ermutigte trotzdem die Menschen in Berlin und in Leipzig, in Cottbus und in Potsdam. Sie holten in wenigen Wochen nach, was die Polen und Ungarn vorgemacht hatten. »Die Wende« geht in die Geschichte ein.

Wie sehr der Führung der SED der Moskauer Reformkurs unter Gorbatschow missfiel, lässt sich im Übrigen auch in einem Vermerk von Kurt Hager nachlesen. Hager, Mitglied im

Zentralkomitee und im Politbüro und »Chefideologe« der SED, reagiert darin auf einen Vortrag Helmut Hanks auf der Parteischule in Kleinmachnow. Dieser Vermerk bedeutete das Ende für den Professor Helmut Hanke an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED. Ihm wurden »falsche und schädliche Auffassungen« über die Kulturpolitik der SED vorgeworfen. Der Hauptvorwurf war allerdings »die Euphorie Hanks über den XXVII. Parteitag der KPdSU«. Die neuen Freiheiten, die Moskau den Verbündeten zugestand, wurden in Ost-Berlin als Schwächung des Regimes betrachtet. Das Misstrauen gegen das eigene Volk fand neue Nahrung. Hanks Beifall für Moskaus Kurs, die DDR in die Freiheit zu entlassen, wurde sofort gemaßregelt: »H. darf ab sofort keine Lektionen mehr halten.« Zum wiederholten Male bekam er Rede- und Schreibverbot. Sein Chef an der Akademie beging Selbstmord, weil er fürchtete, dass diese Maßregelung des von ihm sehr geförderten Hanke auch für ihn selbst nicht ohne Folgen bleiben würde. Drei Jahre später gab es die DDR nicht mehr.